

Nr. 71. Bromberg, den 13. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hocker.

Fünftes Kapitel.

Die Massenquartiere für die Tunnelarbeiter waren in der Tiefe des Schluchtbettes errichtet; sie bildeten ein ausgedehntes Barackenlager. Grau stiegen zu beiden Seiten des Lagers die Felswände empor, grau durchschoß der Fluß die Schlucht, und nur das an deren oberem Ende weit gähnende Tunnelloch bildete einen schwarzen Fleck, der das Farbeneinerlei unterbrach.

Jahr und Tag war man schon am Werke, bohrte und sprengte, legte immer tiefer in das Berginnere führende Schienengleise, doch bis diese einst an der anderen Bergseite wieder ins Freie führten, darüber mochte gleichfalls noch Jahr und Tag vergehen. Es handelte sich um einen Fünfmeilentunnel, ein auch für den wagemutigen Yankeegeist gewaltiges Unternehmen. Wo früher nur schleichender Raubtiertritt über die Felsen dahingeglitten war, herrschte nun der laute Werkeltag.

Dem Hügel zunächst erhoben sich die Schlafbaracken und der ein Gebäude für sich bildende Eßsaal.

Am Stromufer entlang reihten sich in langer Flucht die Vorratsschuppen, die große Eisenschmiede und das Kraftwerk, deren Schornsteine die dunklen Tannenkronen ringsum noch mehr schwärzten. Sie rauchten unaufhörlich. In drei Schichten lösten sich die Arbeiter ab. Wie fast überall in Uncle Sams Landen, war auch hier der Achtstundentag Gesetz, und nur Sonntags verstummte das lärmende Getriebe.

Kurz vor acht Uhr früh sammelten sich vor der Eisenschmiede die Ablösungsmannschaften, die sogenannte Morgenschicht. Von der Schmiede aus fuhr der den Verkehr mit dem Tunnelinnern vermittelnde Lastzug unablässig hin und her und förderte die riesigen Lasten an gesprengtem Felsengestein, Schutt und loser Erde zu Tage.

Unter der wartenden Arbeiterschaft befand sich auch Floyd.

Der Zufall hatte ihn noch am Abend mit dem Chefingenieur zusammengeführt. Sie waren miteinander ins Gespräch gekommen. Teilnahmsvoll hatte der Betriebschef den mit ersichtlicher Selbstüberwindung gegebenen Mitteilungen des jungen Ranchers gelauscht und ihn dann, ohne selbst viele Worte zu machen, probeweise angestellt.

Nach einer unruhig verbrachten Nacht stand Floyd, die Lippen hart geschürzt und eherne Entschlossenheit in den Mienen, auf dem menschenüberfüllten, hölzernen Bahnsteig vor der Schmiede.

Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Schichtbosses, wie der aufsichtsführende Betriebsingenieur genannt wurde, auf dem jungen Riesen.

„Well, ich werde Euch einem Steindriller zuweisen. Es ist gutbezahlte Arbeit, aber gefährlich, das laßt Euch gesagt sein," äußerte er, nachdem er die kurze Order des Bosses überflogen hatte.

„Ich gehe der Gefahr nicht aus dem Wege," gab Floyd gelassen zur Antwort, „ich suche sie auch nicht auf. Aber ich muß Geld verdienen, darum stellt mich dahin, wo die Gefahr am größten und der Verdienst am höchsten ist."

Der Schichtboß lachte. „Ihr werdet zunächst eine ganze Menge lernen müssen," meinte er und ging weiter, ersichtlich erfreut darüber, daß der Haufe der sich zur Arbeit Meldenden sich zusehends vergrößerte. Das pflegte am Montag nach Zahltag nicht häufig vorzukommen.

Harrend standen die Männer auf der Plattform vor der Eisenschmiede in Gruppen bei einander und plauderten rasch noch eins. Sie mußten sich damit beeilen, denn während der Arbeit verbot sich das Schwatzen von selbst, und hinterher war man zu müde, um viele Worte zu machen.

Aufmerksam betrachtete Floyd seine neuen Kameraden, mit denen er in Zukunft Schulter an Schulter arbeiten sollte.

Ausnahmslos handelte es sich um ungeschlachte, hünenhafte Männer in schwarzem Ölanzug und hohen Gummistiefeln. Hinter ihnen zogen die Schmiedegesellen die Blasebälge, und die angefachte Glut warf rötlich flackerndes Licht in die rauhen, wetterharten und von Leidenschaften aller Art durchfurchten Gesichtszüge der Männer. Vor diesen, nur durch das schmale Gleis von ihnen getrennt, erhob sich die Kraftstation. Aus deren Innerm kam es dröhnend, fauchend und rasselnd. Die gewaltigen Dynamos spien blaue Flammenzungen.

In den vielstimmigen Lärm mischte sich das asthmatische Puffen des Lastzuges, der langsam aus der Tunnelöffnung zum Vorschein kam. Eben kam auch der Schichtboß in Begleitung eines seltsam von seiner Umgebung abstechenden Mannes wieder auf Floyd zu. Sein Begleiter war kaum über Mittelgröße, dabei eingeschrumpft und dürr. Er hatte ein Auge eingebüßt und um die leere Höhle hatten sich zahlreiche verkniffene Fältchen gebildet. Sein tigerhaft wilder Gesichtsausdruck erschien durch die vom explodierenden Pulver streifenweise schwarz versengte Haut noch abstoßender, aber aus dem einen ihm verbliebenen rotgeränderten Auge blickte rauhe Gutmütigkeit.

„Wenn's Euch recht ist, Dynamiter, so lernt den jungen Menschen hier an. Wie ich sehe, macht Euer Gehilfe ohnehin blau," meinte der Schichtboß, zu dem Einäugigen gewandt.

Der mit Dynamiter Angeredete runzelte die Stirn. Mit unverhohlenem Mißtrauen glitt sein Blick an der Gestalt des junge Riesen hoch, bis schließlich ihre Augen sich trafen.

„Schon unter Tag gearbeitet?" fragte er kurz.

„Nein, ich komme von der Ranch, bin Cowboy," kam es ebenso knapp zurück.

„Also Neuling?"

„Hier im Westen nicht, bei der Tunnelarbeit ja, aber einmal war't auch Ihr Anfänger und seid doch ein Meister in Eurem Fach geworden."

Die Antwort schien dem Dynamiter zu gefallen. Er händigte dem neuen Adepten einen langstieligen „Engländer" ein.

„Besser ein Gehilfe als keiner," meinte er. „Soll an mir nicht liegen, wenn du ein Lehrling bleibst! Aber wir sind hier in keiner Kinderschule, und vor allen Dingen laß dir den „Engländer" nicht stehlen. Den brauchen wir unter Tag, wenn mir meinetwegen auch alle übrigen Engländer gestohlen werden können!"

Ein höhnisches, ihm wohlbekannt klingendes Lachen ließ Floyd den Kopf wenden. Sein Blick wurde hart und stechend und um seine Lippen zuckte es herausfordernd, als er in dem schwarzhaarigen Manne, der ihn mit geringschätzendem Blick maß, Kate Lous Tänzer vom Sonnabend

wiedererkannte. Dieser Dick Foxey arbeitete also in derselben Schicht wie er.

„Hallo, Jimmy," rief Foxey spottend dem Dynamiter zu, „ist das dein neuer Gehilfe? Hoho, da hast du dir ja 'nen ausgesucht Grünen aufhängen lassen!"

Jimmy stellte sich, als habe er ihn nicht gehört und wendete sich gelassen an seinen neuen Gehilfen.

„Komm, Pard, wir müssen einsteigen. Du bist zwar noch neu im Betrieb, aber das macht nichts, du wirst es schon lernen! Kümmere dich nicht darum, was Goliath sagt, sondern höre auf mich, verstanden?"

Sie kletterten auf eine der niedrigen Lowries und kamen neben den Schichtboß zu stehen, der dem Neuen wohlwollend zunickte.

„Folge nur dem kleinen Satan da aufs Wort," munterte er Floyd auf, indem er dem Dynamiter einen freundschaftlichen Schulterschlag versetzte, „er ist der beste Felsdriller und — —"

Der Tunnel nahm den langsam fahrenden Zug auf, und jegliche weitere Verständigung war ausgeschlossen.

Sie befanden sich nun in schwarzer Finsternis, brüllend hallte von den Felswänden das Rasseln der Verbindungsketten, das Schrillen und Rollen der Räder, das Schnaufen der Lokomotive wider. Von der Decke tropfte es feucht auf die Köpfe der dicht zusammengedrängt Stehenden herab.

Als sie einige Minuten gefahren waren, und ihre Augen sich allmählich an die tiefe Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte Floyd vor sich schwache glühwurmartige Lichtpünktchen. Von der Decke glühte ein elektrisches Licht, in kurzem Abstande folgte ein zweites, sie verbanden sich zu einer Schnur, die gleich einem Ariadnefaden ins Tunnelinnere führte.

Beim Vorüberfahren vermochte Floyd nun auch massige Pfähle zu beiden Seiten des Gleises zu erkennen. Sie reihten sich palissadengleich aneinander und stützten das Tunnelgewölbe. Tiefer, immer tiefer ging es in das Erdinnere, bis der Zug endlich mit heftigem Anprall zu stehen kam.

Die Arbeitsstätte war erreicht, die Lowries leerten sich, und von der andern Seite des Gleises begannen koboldartige Gestalten damit, dumpf aufschlagendes Gestein Schaufel um Schaufel in die eisernen Cars zu füllen.

Unmittelbar vor sich erblickte Floyd ein gewaltiges, aus starken Balken errichtetes, zweistöckiges Gerüst. Von oben und unten und mitten heraus kletterten und krochen Männer, die ablösende Nachtschicht. Sie schlüpften grußlos vorüber, ihre Gesichter waren geschwärzt von Öl und Pulverdampf, ihr Ölzeug glitzerte im Schein der elektrischen Bogenlampen. Einer rief den Dynamiter an, und während sie nun miteinander sprachen und Floyd neben seinem nunmehrigen Lehrmeister schweigend stehen blieb, strebten die übrigen Männer hurtig weiter.

Ein fast beängstigendes Schweigen herrschte im Berginnern, wie die dem Sturm vorhergehende trügerische Ruhe. Aber nicht lange dauerte es, so begann von oben her ein betäubendes Dröhnen, neuer Donner mischte sich hinein, bald krachte und brüllte es von da und dort, und hundertfacher Lärm vereinigte sich zu einer ungeheuren Arbeitssinfonie. Der Angriff auf den Bergriesen hatte wiederum begonnen.

Der Dynamiter hatte seine Rücksprache mit dem Felsdriller, dessen Maschine er zu übernehmen hatte, beendigt und winkte Floyd zu, ihm zu folgen. Auf einer Leiter kletterten sie bis zur höchsten Plattform des Balkengerüstes, das bis zur halben Höhe des Tunneldaches reichte, empor.

Aufmerksam blickte Floyd, dem die Sonne immer mehr zu fehlen und die schlechte, dumpfe Luft sich immer schwerer auf die Lungen zu legen begann, sich um.

Vor ihnen reckte sich bis zur gleichen Höhe, die sie einnahmen, eine Felswand. Den schwarz gähnenden Schlund zwischen ihr und dem Holzgerüst überbrückte eine massive, breite Gangplanke, auf der sich Männer tummelten, die bis zum Rande mit Gestein und Erde gefüllte Schubkarren vor sich herschoben. Sobald die Kärrner das Holzgerüst erreichten, kippten sie ihre Schubkarren in trichtergleiche Öffnungen, durch die die Abfälle in direkt darunter auf dem Geleise stehende Lowries des sich zur Rückfahrt rüstenden Lastzuges befördert wurden.

Der Dynamiter wies nach der Felswand. An ihrem Fuß arbeiteten Erdschaufler, auf ihrem Gipfel standen sechs dreifüßige Bohrmaschinen, und die sie bedienenden Arbeiter trieben die stählernen, kreischenden und schrillenden Bohrer in das spröde Gestein, vor und rückwärts in rasch aufeinander folgenden, blitzgeschwinden Zuckungen. Das klang wie Schnellfeuer, das eine Abteilung Maschinengewehre gegen einen unsichtbaren Feind eröffnet.

Hinter jeder Maschine stand ein Felsdriller im schwarzen Ölzeug, die Rechte ruhte auf der Kurbel, die Linke hielt den Ventilhahn umspannt. Zwischen dem Dreifußgestell der Bohrmaschinen waren die Gehilfen mit gekrümmtem Rücken geschäftig tätig.

Der Dynamiter deutete mit weitausholender Bewegung aufwärts.

„Die Bank!" schrie er Floyd zu, als gälte es der Offenbarung eines wichtigen Geheimnisses.

Sechzig Fuß breit lief die Bank; es war dies der Oberteil der Felswand, die im Gegensatz zur unteren Hälfte nur in sorgfältig berechneten Abschnitten gesprengt werden durfte, damit kein Einsturz der Tunneldecke erfolge. Das Tunnelloch endigte in einer Art Höhle, und auch die Decke zeigte vielgezacktes Gestein. Von ihr hingen in Bündeln Glühlichter herab, die eine gelbliche Helle verbreiteten.

In langer Reihe näherten sich die Karrenschieber der Felswand und als sie ihre Schubkarren zu beladen begannen, hemmte ihre lang ausgestreckte Linie jegliche Übersicht. Hinter ihnen brüllte es aus der den Tunnel endigenden Höhle, machte das Felsgestein erzittern und überdröhnte das Geknatter der Bohrmaschinen. Es rührte von zylinderförmigen Ungeheuern her, die am weitesten in das Berginnere vorgeschoben waren und Schlag um Schlag gegen die obere Felswand führten.

Als Floyd mit seinem Lehrmeister auf dem Wege zu diesen gewaltigen Preßluftbohrern die sechsfache Reihe der leichteren Bohrmaschinen passierte, erregte der vorderste Felsdriller seine Aufmerksamkeit. Dessen Riesenkörper paßte sich jeder Bewegung der von ihm bedienten Maschine an und hob und senkte sich mit ihr, die unaufhörlich auf und niederzuckte. Das Gesicht des Mannes wies einen gespannten Ausdruck auf, er lauschte offenbar aufmerksam nach der Eigenart der von dem Bohrer hervorgebrachten Geräusche.

Ähnlich hatte Floyd sich bisher die Hölle vorgestellt. Ein Entsetzen, dessen er sich kaum zu erwehren vermochte, kam ihn bei der Vorstellung an, daß er in dieser Erdentiefe nunmehr Tag für Tag fronen sollte, er, der bisher in Gottes freier Luft geweilt hatte; daß die höllischen Geräusche seine Sinne erfüllen sollten, während sein Ohr doch an die tiefe, feierliche Stille der Prärie gewöhnt war und jedes darin sich bemerkbar machende Geräusch, mochte es noch so leise sein, auf die Art seines Ursprungs zu beurteilen verstanden hatte.

Einen Moment stand er wie betäubt, während sein Gehirn um so fieberhafter arbeitete. Wie ein lichter Stern in finsterer Nacht trat das Bild des geliebten Mädchens vor seine Seele. Kate Lous Glück war fortan das seine und zu seiner Verwirklichung schien ihm kein Opfer zu groß. Ohnehin mußte er sein Brot da nehmen, wo er es geboten bekam.

Doch er durfte seinen Gedanken jetzt nicht Raum geben; er zwang sich zu erneuter, scharfer Aufmerksamkeit und suchte das ihn an der Kehle würgende Gefühl der Übelkeit zu unterdrücken.

In langer Linie passierten die „Muckers" mit ihren vollbeladenen Schubkarren auf ihrem Rückwege nach dem Holzgerüst die Gangplanke. Die Schaufler am Fuße der Bank hantierten unentwegt die sich nimmer erschöpfenden Abfallmassen und häuften sie für die Muckers auf. Von oben her dröhnte immer betäubender der geschützartige Donner der großen Preßluftbohrer, die Bresche in den oberen Teil der massiven Bergwand legten.

Hinter seinem Lehrmeister her kletterte Floyd auf steiler Eisenleiter bis zur obersten Plattform. Zehn Fuß vor ihnen endete der Tunnel. Sie selbst befanden sich nun in einer schmalen, kammerartigen Höhle, deren Wandungen aus blanken Felsen bestanden. Ein gewaltiger Haufen losgesprengter Felsbrocken trennte sie noch von den vier nebeneinander aufgestellten riesigen Bohrmaschinen, von denen jede mit zwei großen Luftbohrern ausgestattet war. Diese lagen wie dräuende Geschützläufe horizontal übereinander. Acht donnernde Schlünde bombardierten die Felswand — es waren die „Slugges".

Je vier Fuß waren die Abteilungen voneinander getrennt, die kanonenlaufartigen Stahlzylinder, in die die Luftbohrer eingeschraubt wurden, waren derartig eingestellt, daß die oberen vier Zylinder genau drei Fuß über ihren unteren Gegenstücken lagen. In kurzen, schnellen Stößen arbeiteten die Stahlbohrer vorwärts und zurück, wobei sie sich unausgesetzt um sich selbst drehten. Die Luftventile spien kalten, grauen Nebel aus, der sich in der Höhlung wolkenartig zusammenballte.

Wie durch wogende Schleier von ihm geschieden, erblickte Floyd die Gehilfen, wie sie mit gekrümmten Rücken zwischen den Maschinen, vor deren sausenden und wirbelnden Stahlteilen sie sich ständig hüten mußten, geschäftig herumkrochen. Unaufhörlich spritzte aus den gebohrten Sprenglöchern Staub und Schmutz über sie, und die Luftventile schleuderten ihnen schwarzes Öl und Eisklümpchen in die schweißbedeckten Gesichter.

An der Kurbel von sieben der acht Bohrzylinder stand bereits je ein Steindriller und bediente sein Instrument,

die Miene weltentrückt, als lauschte er dem Grundmotiv dieser gewaltigen Arbeitssymphonie, den Blick aber umsichtig, scharf und entschlossen, wie der eines sein Geschütz bedienenden Kanoniers.

Als Floyd hinter dem Dynamiter den Geröllhaufen, der die ganze Kammerbreite ausfüllte, überklettert hatte, fühlte er sich von ihm beim Arm berührt. Wie er sich zu ihm niederbeugte, legte ihm sein Lehrmeister die Lippen direkt ans Ohr.

„Wenn ich etwas anzuordnen habe, so geschieht es durch Handzeichen, verstanden? Schau zu, wie sich Jerry mit seinem Gehilfen verständigt!“

Als Floyd nach der ihm gewiesenen Richtung sah, gewahrte er einen stämmigen Mann, der einen oberen Bohrzylinder an der Innenseite bediente. Er sah ihn seine freie Hand bewegen, als wollte er damit einen Hebel niederdrücken, und sofort reichte ihm sein Gehilfe einen kleinen Schmalbohrer. Als er aber die Hand bewegte, wie wenn er mit einem Schraubenzieher hantieren wollte, wurde ihm ein besonders großer Engländer, von dem Format, wie Floyd einen in der Hand trug, gereicht. Natürlich blieb diesem die Bedeutung der verschiedenen Handbewegungen nicht lange verborgen.

Nunmehr nahm der Dynamiter seinen Platz an der Bohrmaschine, direkt unter der von Jerry bedienten, ein. Die obere Bohrmaschine rechts davon bediente Foxey, wie Floyd zu seinem unliebsamen Erstaunen wahrnahm. Er konnte das hübsche Gesicht seines Widerparts durch die Nebelwolke nur undeutlich erkennen, aber er sah wilde Kampflust darin. Als gälte es einen Feind in offener Feldschlacht zu besiegen, ließ Foxey die Kurbel geschäftig tanzen und die Stahlklingen seines Bohrers in Schlangenblitzen gegen die starre Felsbrust schwirren.

Der Dynamiter drehte die Kurbel langsam, bis die Bohrspitze sich genau der Stelle, wo das Bohrloch zu liegen kommen sollte, angepaßt hatte. Dann öffnete er behutsam das Luftventil. Mit dumpfem Schlage setzte sich der Kolben in Bewegung, schneller und schneller begann er zu arbeiten, immer dröhnender wurde der Lärm und bald brüllte der Slugger, von des Dynamiters geschickter Hand regiert, ebenso kanonengleich wie die übrigen Maschineen.

(Fortsetzung folgt.)

Erwachen.

Vom Münster Trauerglocken klingen,
Vom Tal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort den Toten singen,
Die Lerchen jubeln, wache auf!

Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durchs Land sich strecken,

Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
Soweit ins Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern
Als wie ein Auferstehungstag.

Eichendorff.

Das Rabenmahl.

Eine sibirische Erinnerung von **Joseph M. Velter.**

Da saßen wir nun! Verlassen auf einer Laguneninsel am Tagul, mitten in der sibirischen Wildnis, hatten weder Netz noch Gewehr zur Hand und überdies einen unbändigen Hunger. Weit draußen auf dem Wasser schwamm und schaukelte unser Boot. Und das war so gekommen:

Im Frühjahr, wenn beim Eisgang sich Barren bilden oder wenn später das Hochwasser die Flüsse über die Ufer treibt, bilden sich zahllose große Seen weit über die Ufer hin im Lande, mit schmalen Einfahrten, gewöhnlich am flachen Schwemmland des Ostufers, während die Westufer (alle Flüsse Sibiriens gehen nach Norden) steil abfallende Hänge bilden, an denen der Fluß immer nagt und sie unterwäscht.

In diesen Steilhängen nisten Hunderttausende von Uferschwalben, deren bis ein Meter tiefe Gänge die harte Lehm- oder Sandsteinwand wie ein Sieb durchlöchern. Am Ende des Ganges, nach einer Biegung, liegt das Nest, vor dem Wind geschützt, und wenn man im Juli das Ohr an die Einflugöffnung hält, hört man drinnen die Jungen piepsen.

Die eigenartige Regel der steilen West- und flachen Ostufer hat man übrigens mit der Umdrehung der Erde in Verbindung gebracht, aber ich kann diese Theorie natürlich nicht nachprüfen.

Nun sind die weit ins Land reichenden, manchmal sumpfigen, sehr oft aber wasserreichen Lagunen und Seen ein wahres Eldorado für Fischer und Vogeljäger. Mit einem einzigen Netzzug kann man zwei-, sogar dreihundert Pfund Fische erbeuten, Tschokors, Omule, Kjätas, Rotaugen und Maränen. Und im Uferdickicht wimmelt es von Enten und Wildgänsen, Kiebitzen, Schnepfen und Bekassinen. Das große, scheue Bläßhuhn, schwarz, mit weißer Kopfzeichnung und grünen Füßen, paddelt durch das Schilf, Reiher tun sich an reichen Fischzügen gütlich, und abends ertönt der drolligen Rohrdommel sonderbarer Ruf.

Uns lockte dieses Paradies immer wieder an. Auf einer Insel hatten wir uns aus Erlenstämmen und Schilf eine kleine Jagdhütte gebaut, und nun fuhren wir von unserem Goldwäscherblockhaus allwöchentlich auf zwei Tage hierher und versorgten uns mühelos mit Vorräten für unsere allzeit hungrige Küche.

Gestern abend waren wir angekommen, hatten noch einem braven Erpel das Lebenslicht ausgepustet, uns als Vorspeise einen in der glühenden Holzasche gebratenen Fisch vergönnt und waren in fröhlicher Hoffnung auf den nächsten Tag eingeschlafen.

Ein paar Meter von der Hütte brannte unser Feuer. An einem Weidenbusch schwamm, zuverlässig angebunden, die Lotka, in der wir unser Angelgerät und die Gewehre, sorglich in eine wollene Decke gehüllt, wohlverstaut hatten.

Da weckte uns in der Nacht ein Zischen. Wir knurrten unmutig ob der unbekannten Störung. Imquill raffte sich endlich auf und kroch hinaus. Draußen war es dunkel. Von unserem doch so wohlversorgten Feuer keine Spur mehr.

Das wurde uns doch zu bunt. Semjon Pawlowitsch tat plötzlich ganz aufgeregt. „Gospodi ssochrani!“ Der Tagul hatte, vielleicht infolge eines Wolkenbruchs im Gebirge, wieder einmal Hochwasser, der Binnensee war rasch gestiegen und hatte unser Feuer gelöscht.

Eilig und rasch wach geworden, zündeten wir ein neues Feuer an. Hell schlugen die Flammen auf. Draußen, wohl zwanzig Meter weit im Wasser, schaukelte und trieb unsere Lotka getreulich an einem Weidenstamm.

Das war ja eine nette Situation! Nun: wir hätten eigentlich weiter schlafen können. Unsere Hütte stand hoch genug. Bis hierher würde das Wasser nicht steigen. Aber traue einer den sibirischen Flüssen im Frühjahr!

Endlich wurde es Tag. Das Wasser stieg immer höher. Erst gegen Mittag stand es. Inzwischen hatten wir Hunger bekommen. Und unser Hab und Gut schwamm draußen in der Lotka auf dem gelben, dick und trübe gewordenen Wasser. Nur die große Büchse mit den Gewürzen und einem Stück Ziegeltee, das Fett und im Kessel ein Rest kalten Tees war noch vom Abendschmaus in der Hütte.

Schöne Aussichten! Hinzuschwimmen bei der hundsföttischen Kälte des Wasser war ein zweifelhafter Genuß, den sich niemand freiwillig vergönnen wollte. Hätten wir wenigstens unsere Gewehre gehabt! Gefahr gab es ja weiter nicht, denn in zwei Tagen hatte sich das Hochwasser bestimmt verlaufen. Aber wovon leben so lange?

Semjon Pawlowitsch kam listig zwinkernd herbei: „Die Raben, Waschi Wisoki Blagorodni, die Raben haben Junge, Euer Hochwohlgeboren.“ Wohllüstig schnalzte er mit der Zunge und wies nach den niederen Erlenbäumen und Büschen, in denen eine Krähenkolonie ihre zahllosen Nester gebaut hatte. Wir schüttelten uns vor Entsetzen. Aber Semjon Pawlowitsch ließ nicht nach. Ob er denn nicht wenigstens für sich allein . . .

Dabei blickte er so unbeschreiblich hungrig und demütig drein, daß wir hellauf lachen mußten. Vergnügt stob er davon.

Nach einer halben Stunde kam er wieder, mindestens dreißig tote Rabenkinder schleppend, die er alsbald zu enthäuten begann. Wir flüchteten.

Als wir nach etwa dreiviertel Stunden zurückkamen, stand schon der Kessel auf dem Feuer, und ein Duft, ein wonniger Duft, entströmte ihm. Auf dem Boden, sauber geschichtet, lag ein Häuflein der für die jungen Vögel unnatürlich groß erscheinenden Lebern.

Semjon Pawlowitsch hob den Deckel. Die Suppe war fertig. Er hatte den kalten Tee benützt und die Rabenviecher darin gekocht. Der Hunger knurrte uns in den Därmen. Doch wir dankten heroisch. Semjon Pawlowitsch zeigte indes kein Verständnis für unsere Großmut, mit der wir ihm die ganze Suppe allein überließen, und gab sich erfolgreich daran, den Greuel zu vertilgen.

Alsbald stand der Topf wieder über dem Feuer. Mit rührender Liebe begann der Russe den Hauptgang zu bereiten; schon schwammen die Lebern im Fett; es wurde Gundelrebe zugesetzt; dann vorsichtig Tscheremschá, eine nach Lauch schmeckende Gewürzpflanze, der die Russen eine unermeßliche Heilwirkung zuschreiben; dann kam Salz und

Gott weiß was sonst noch alles, das unser Koch emsig und geschäftig zusammen rührte.

Schon stieg uns ein immer lockenderer Duft in die Nase, und — es zu verschweigen wäre Feigheit — das Wasser begann uns im Munde zusammenzulaufen.

Als Semjon Pawlowitsch uns schließlich wiederum einlud, da hatten wir die Kraft nicht mehr, nochmals hochmütig dankend abzulehnen. Wir kosteten vorsichtig. Und dann, ja dann futterten wir drauf los und hatten nur noch die einzige Sorge, ob das herrliche Ragout auch ausreichen würde.

Denn es war wirklich köstlich, und wenn ich heute gefragt werde, was ich am liebsten esse, dann sage ich unbedenklich: Jungkrähenleber auf Semjon Pawlowitschs Art.

Am andern Morgen war das Wasser schon zurückgegangen. Bis zum Mittag fiel es weiter. Bald konnten wir, bis zum Knie im Wasser watend, unserer Lotka wieder habhaft werden.

Es war das letzte Mal, daß wir diese Lagune besuchten. Einige Tage später fuhren wir tagulabwärts zur Bahn, um über Irkutsk den Baikal zu erreichen.

Spruch.

Von Frida Schanz.

Hoffnung ist so kräftereich,
Beugt nicht lang den feinen Nacken,
Schläft oft ein so todesbleich
Und wacht auf mit roten Backen.



Bunte Chronik



* **Berühmte Passionsmusik.** Der tiefe Eindruck, den die Passionsgeschichte seit jeher auf die Menschen gemacht hat, hat vielseitigen Ausdruck in der Kunst gefunden, und besonders früh hat sich die Musik des wunderbar ergreifenden Stoffes bemächtigt. Bei den Passionsspielen, die sich bis in die früheste Zeit christlicher Überlieferung zurückverfolgen lassen, kam schon sehr bald Musik zur Anwendung, und zwar eine Art Wechselgesang zwischen zwei Halbchören. Die musikalische Ausgestaltung der Passionsdramen wurde im Laufe der Zeit immer vielgestaltiger und vollendeter und besonders im Italien des 16. Jahrhunderts erfuhr die Passionsmusik Vertiefung und hohe künstlerische Form. Es sei Philippo Neri erwähnt, der in Florenz geboren ist, später heilig gesprochen wurde und auf den die Einführung des biblischen Oratoriums zurückzuführen ist. Dann kam Palestrina, der größte der italienischen Kirchenkomponisten, dann Giacomo Carissimi und viele andere, die ungenannt Oratorien schufen. Bald aber im Jahrhundert der erstarkenden Reformation entstand in Deutschland eine hohe Musikkultur, die anfangs an die italienische Tradition anknüpfte, bald aber eigene Wege ging. Hier ist zu erwähnen Heinrich Schütz, der große Vorgänger Bachs, dessen geniale Kompositionen jetzt erst wieder einer unverdienten Vergessenheit entrissen wurden. Die Vollendung aller Passionsmusik aber bedeuten die unübertrefflichen Schöpfungen des Johann Sebastian Bach. Unzählige Menschen werden durch die Wucht, durch die Reinheit und die trotz aller wilden Dramatik immer die geschlossene Form wahrenden Schöpfungen Bachs immer wieder erhoben. Die Matthäus-Passion bildet das tiefste Erlebnis jedes musikalisch und religiös empfindenden Menschen. Größeres als die Matthäus-Passion ist nicht mehr geschaffen worden, aber bis in die neueste Zeit haben die Musiker aller Länder mit dem unerschöpflichen Stoff der Leidensgeschichte Christi gerungen und Werke von bleibendem Werte geschaffen.

*

* **Russische Osterbräuche.** Kaum ein anderes Fest wird in Rußland mit solcher Ungeduld und solcher Freude erwartet, wie gerade das Osterfest. Nach der entbehrungsreichen Fastenzeit, die von den Gläubigen streng eingehalten wird, spielen die kulinarischen Genüsse bei den Vorbereitungen zum Fest und an den Festtagen selbst eine wichtige Rolle. Aber auch sonst haben sich eine Reihe Bräuche ausgebildet, die dem russischen Osterfest sein traditionelles Gepräge verleihen. Wichtig ist vor allem die besonders feierliche Kirchenandacht, die in der Nacht vom Ostersonnabend zum Ostersonntag stattfindet. Alle Gläubigen strömen herbei, um an dieser Feier teilzunehmen. Keiner darf fehlen. Und die Kirche bietet dann ein schönes Bild, gedrängt voll von hellgekleideten Frauen und schwarzgekleideten Männern im hundertfältigen Kerzenlicht. Denn jeder Kirchenbesucher hält während des Gottesdienstes eine brennende Kerze in der Hand, die auch beim Verlassen der Kirche nicht gelöscht werden darf. Man trägt sie vielmehr nach Hause, ängstlich bestrebt, sie am Verlöschen zu hindern. Diese Osterkerzenflamme hat nämlich eine besondere Bedeutung: Im Volke ist der Glaube eingebürgert, daß es gelte, mit ihr das Lämpchen, das am Heiligenbild brennt, anzuzünden und wenn man dieses bis zu Pfingsten nicht zum Erlöschen kommen läßt, dann bringt dies dem Hause Glück und Segen. Unterwegs gibt es noch manchen Aufenthalt, denn wenn sich Bekannte treffen, dann muß der Ostergruß ausgetauscht werden: „Christ ist erstanden," sagt man und „Christ ist in Wahrheit auferstanden" erhält man zur Antwort, und dabei küßt man sich dreimal. Diesen Gruß und diesen Kuß darf man niemandem verweigern — auch dem zerlumpten Bettelgreis nicht, dem man in den Ostertagen auf der Straße begegnet oder der zu einem ins Haus kommt. Zu Hause angelangt, kommt aber endlich der ersehnte Augenblick, daß man sich dem Genuß der vielfachen für das Fest vorbereiteten Leckerbissen hingeben kann. Man wartet nicht einmal, bis der Morgen anbricht, sondern fängt gleich damit an und nicht zu knapp natürlich, so daß am nächsten Tage dann die Tätigkeit meist darin besteht, den Kater auszuschlafen. Die Osterglocken klingen die ganzen Ostertage hindurch unablässig. Und weil den Glöcknern die Kraft nicht ausreicht, um das schwierige Werk zu vollbringen, so zieht man sich freiwillige Helfer heran: jeder, der Lust dazu verspürt, kann in diesen Tagen den Glockenturm besteigen und an der Glockenschnur ziehen. Manchmal finden sich wahre Künstler, die ganze Melodien aus den Glocken hervorzaubern. — Alle diese Bräuche sind schon uralt und sie leben auch heute noch in weiten Kreisen des russischen Volkes weiter, denn sie sind stärker als alle Mächte politischer Umwälzung.

*

* **Weltuntergang im Jahre 2000.** Das Pech der Propheten ist es, daß ihre Prophezeiungen immer erst dann aufgefunden werden, wenn die Geschichte ihre Richtigkeit schon bewiesen hat. So hat man jetzt erst ein Manuskript des Kapuzinermönches Canullonia entdeckt, der im Jahre 1763 allerlei vorausgesagt haben soll, was später auch eingetroffen ist. Er hat die französische Revolution und den Weltkrieg geweissagt und vieles andere mehr. Er hat übrigens für 1960 den Untergang Siziliens, für 1990 eine sechstägige Sonnenfinsternis und für das Jahr 2000 den Weltuntergang vorausgesagt. Wenn er sich diesmal geirrt haben sollte, so wird man eben festzustellen haben, daß es sehr schwer ist, auf derartige Entfernungen noch genau vorauszusehen zu können.

*

* **Neuentdeckung der Urschrift Omar Chajjams.** Den Meldungen persischer Zeitungen zufolge ist vor kurzem in Indien die Urschrift des größten persischen Dichterphilosophen Omar Chajjams entdeckt worden. Omar Chajjam ist neben Firdussi der bekannteste Dichter Persiens. Alle seine Dichtungen sind Vierzeiler. Bis jetzt war man der Ansicht, daß Omar Chajjam überhaupt nicht seine Gedichte niedergeschrieben, vielmehr seine Anhänger sie nach seinem Tode aufgezeichnet haben. Die Entdeckung der Handschrift verdankte man einem Zufall. Beim Niederreißen eines Hauses in der Stadt Sehwan, nicht sehr weit von Karaschi und der Grenze Belutschistans, fanden Arbeiter in der Erde einen Bleikasten, in dem die eigene Handschrift des großen persischen Dichters lag. Man nimmt an, daß Omar Chajjam (er lebte 1062 bis 1124) bei seinen Wanderungen in Indien seine Vierzeiler niedergeschrieben hat, wo sie nun auch gefunden wurden. Diese Neuentdeckung wird zweifelsohne ein neues Licht auf die Erforschung seiner Werke werfen.

*

* **Das Ende der holländischen Windmühlen.** Die holländischen Windmühlen, die für den Charakter der holländischen Landschaft so bezeichnend waren und von Malern so oft dargestellt worden sind, scheinen dem Untergang geweiht zu sein. Die Gesellschaft zur Erhaltung der Windmühlen in Holland, die sich vergeblich den Forderungen der modernen Technik entgegenstemmt, hat soeben einen Bericht veröffentlicht, demzufolge von den 3604 Windmühlen, die noch 1923 in Holland vorhanden waren, nicht weniger als 1626, also mehr als 45 Prozent, niedergerissen wurden. Es ist mit Sicherheit damit zu rechnen, daß auch die Mehrzahl der übrigen in wenigen Jahren vom Erdboden verschwunden sein wird, und man wird dann nur noch ein paar dieser malerischen Bauten als „Nationaldenkmäler" erhalten, damit sich spätere Geschlechter wenigstens noch eine Vorstellung von dem machen können, was einst den Ruhm und einen besonderen Reiz Hollands ausmachte.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.